

JIMMY SPIDER

VON RAPHAEL MARQUES



...EIN FANTASY-AGENTEN-THRILLER

Raphael Marques

Jimmy Spider Folge 36

Jimmy Spider und die Spur des Schreckens

www.geisterspiegel.de

Cover © 2008 by Tommy Tohang
Coverbild © 2008 by Michael Sagenhorn

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2013 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de

Jimmy Spider und die Spur des Schreckens

Es gibt immer wieder Momente im Leben, in denen man sich am liebsten in den eigenen Hintern beißen würde. Da ich nun aber leider nicht zu den Schlangenmenschen gehörte, musste ich damit vorlieb nehmen, mich insgeheim für meine Leichtsinnigkeit zu verfluchen.

Ich hatte mich einfach zu sehr von meinen Gefühlen ablenken lassen, als ich in dieser schmalen Gasse auf Finnegan, der kurz zuvor Shatarupa Singh erschossen und auch am Mord an meinen Eltern einen nicht unerheblichen Anteil hatte, getroffen war. Da mir nun wahrscheinlich ein Mitglied der Singh-Bruderschaft den Lauf seiner Waffe in den Nacken presste, konnte ich davon ausgehen, dass meine vermeintliche Rückendeckung in Form des Ex-Legionärs Simon und des Polizisten Larry Bernhardt sich in die ewigen Jagdgründe verabschiedet hatte.

Nun, eine derart aussichtslose Lage war mir nicht neu, und bisher hatte ich all jene misslichen Situationen (offensichtlich, da ich ja daran zurückdenken konnte) überstanden.

Darauf schien Finnegan aber keine Rücksicht nehmen zu wollen. Verächtlich grinste er mich an. »Na, wie fühlt es sich an, dem Tod in die Augen zu blicken?«

»Bei der Vorstellung, dass der Tod einen derart schlechten Geschmack in Bezug auf seine Kleidung hat, wird mir schon recht mulmig«, presste ich hervor.

Die Gesichtszüge meines Gegenübers entgleisten von der einen Sekunde auf die nächste. »Dafür jage ich dir persönlich eine Kugel durch den Schädel.«

»Das werden Sie nicht!«, erklang hinter mir die Stimme des mir noch immer unbekanntes Mannes, der mich mit seiner Waffe in Schach hielt. »Sie verschwinden!«

Finnegan blickte geschockt an mir vorbei. Offenbar war er es nicht gewohnt, derartige Befehle zu erhalten. »Was soll das werden, Colonel?«

»Ihre Aufgabe ist erfüllt. Was nun folgt, ist eine Sache zwischen Jimmy Spider und mir.«

»Aber ...«, wollte der Scharfschütze einwenden.

»Verschwinden Sie!«, unterbrach ihn der Mann. »Oder soll ich vielleicht nachhelfen?«

Damit war Finnegans Widerstand gebrochen. Zwar konnte ich an seinem Gesichtsausdruck ablesen, dass er alles andere als begeistert von dieser Entwicklung war, aber anscheinend wollte er es nicht riskieren, sich gegen meinen Hintermann zu stellen. Ganz davon abgesehen, dass er immer noch waffenlos war. Das änderte sich allerdings im nächsten Augenblick, als er seine Pistole wieder aufhob. Mit ihr in der Hand verließ er die Gasse. Ohne dass ich ihn daran hindern konnte, verschwand er an der gegenüberliegenden Ecke.

»Und nun zu uns, Mr. Spider - zunächst einmal sollten Sie Ihre Waffe fallen lassen.«

»Ist das ein Befehl oder ein guter Rat?«

Sofort wurde mir die Waffenmündung noch härter in den Nacken gepresst. »Werden Sie nicht frech.«

»Schon gut«, beschwichtigte ich und ließ die Desert Eagle fallen.

»Und jetzt werden Sie fünf Schritte nach vorne gehen, aber ganz langsam.«

»Natürlich, ich hab ja zurzeit auch nichts Besseres zu tun.«

Eine Antwort darauf verkniff sich mein Gegner offenbar.

Schweigend ging ich die fünf Schritte nach vorne. Was aber sollte die ganze Show? Sollte das eine standesrechtliche Erschießung werden? Oder würde er mich gleich mit ein paar Kugeln das Tanzbein schwingen lassen?

»Und nun - drehen Sie sich langsam um.«

Vorsichtig drehte ich mich herum - und blickte in ein Gesicht, das ich noch nie zuvor gesehen hatte. Wenig überraschend, immerhin war mir auch die Stimme völlig unbekannt. Aber irgendwoher schien der Mann mich zu kennen.

Mein Gegenüber trug die typische Uniform der Singh-Bruderschaft, dazu noch ein schwarz-rotes Barett auf dem Kopf. Von der Größe her überragte er mich um etwa einen halben Kopf, zudem machte er auf mich einen ziemlich durchtrainierten Eindruck. Obwohl einige Strähnen seines schwarzen Vollbarts bereits ergraut waren, war ich mir doch sicher, dass ich, sollte er es vielleicht auf einen Faustkampf ankommen lassen wollen, mit ziemlicher Sicherheit einpacken konnte. Aber das würde sicherlich nicht passieren.

Als er mit seiner rechten Hand hinter seinen Kopf griff, erkannte ich, dass an seinem Rücken zwei überkreuz liegende Schwerter befestigt waren. Während er eine der Klingen herauszog, wurde mir klar, dass es sich dabei nicht um ein Schwert, sondern um einen Talwar, einen traditionellen indischen Säbel, handelte. Der Griff der Waffe war reich verziert. Auf dem freien Markt wäre dieser Talwar sicherlich ein kleines Vermögen wert. Allerdings war mein Gegenüber bestimmt kein fahrender Antiquitätenhändler.

»Jimmy Spider!«, begann der Inder. »Du hast dich schwerer Verbrechen gegen die Singh-Bruderschaft schuldig gemacht. Neben der Ermordung zahlreicher treuer Diener unserer Gemeinschaft hast du Daksha Singh, den einzigen Sohn des großen Meisters, getötet und Schande über seine Tochter Shatarupa gebracht. Das einzige Urteil dafür ist der Tod.«

»So etwas in der Richtung hatte ich mir schon gedacht«, gab ich zu, ohne darauf einzugehen, dass er mich aus unerfindlichen Gründen plötzlich mit einem freundschaftlichen ›Du‹ ansprach.

Auf dem Gesicht des Mannes erschien der Anflug eines Lächelns. »Da dies aber keine Hinrichtung ist, sondern meine eigene, private Rache werden soll, gebe ich dir eine kleine Chance. Ich, Colonel Prakash Amrani, habe vor vielen Jahren große Schuld auf mich geladen. Einst war ich der Anführer der Leibgarde des großen Daksha Singh. Doch ich habe versagt. Du, Jimmy Spider, hast meinen Meister in einem Zweikampf um Le-

ben und Tod mit dieser Waffe, einem dem großen Rakasha geweihten Talwar, das Leben genommen. Nun ...«, er zog auch den zweiten Säbel hinter seinem Rücken hervor. »... werde ich *dich* mit dieser Waffe in einem Zweikampf töten.«

Daher also wehte der Wind. Ich erinnerte mich noch genau an den Kampf im Innenhof des Palastes jenes Daksha Singh, als ich fast von Vijay Brahma Singhs Sohn getötet worden wäre und erst im letzten Moment, als ich bereits zu Boden gegangen war, ihn mit einem alles entscheidenden Stoß ins Herz besiegt hatte. Wahrscheinlich hatte Singh den Tod seines Sohnes nie überwunden, ebenso wenig wie die Tatsache, dass sich seine einzige Tochter in mich verliebt hatte.

Wer allerdings dieser Rakasha sein sollte, war mir nicht so ganz klar. Eigentlich hätte ich vermutet, dass, wenn die Talwars überhaupt jemandem geweiht waren, die Wahl auf Brahma gefallen wäre.

Plötzlich hielt der Colonel mir einen der Talwars, jenen in seiner rechten Hand, entgegen. »Da ich dich in einem Zweikampf töten will, übergebe ich dir hiermit diese Klinge. Möge sie dich in die schrecklichste aller Höllen führen.«

Mit einer geschmeidigen Bewegung warf er mir die Waffe zu, die ich mit der rechten Hand auffing. Nun konnte ich mich zumindest wehren. Zwar hatte mir mein leiblicher Vater, Sir Gerald Spider, vor mehr als fünf Jahren den Kampf mit diesen Säbeln beigebracht, aber wirklich wohl fühlte ich mich damit nicht, schließlich war mein letztes Training eben jener bedeutungsschwere Kampf gegen Daksha Singh gewesen.

»Und nun ...«, riss mich der Colonel mit lauter Stimme aus meinen Erinnerungen. »... wirst du sterben!« Blitzschnell erhob er den Talwar und lief schreiend auf mich zu ...

War das Hauptquartier der Singh-Bruderschaft schon aus der

Luft ein gewaltiger Anblick gewesen, so wurde dieser Eindruck vom Boden aus noch übertroffen. Riesige, teils mehrstöckige Konstruktionen, Hallen, endlose, ausladende Gänge, deren Wände metallisch glänzten und teils von monströsen Götterbildern geziert wurden. Uralte Schöpferwesen und modernste Technik waren hier eine teils schon bizarr anmutende Symbiose eingegangen.

»Die Technik dürfte aber nicht mehr auf dem aktuellen Stand sein, oder?«, versuchte Mister Colt seinen Begleiter, den Mönch Ramanuja, aus der Fassung zu bringen. Gemeinsam durchschritten sie nun schon seit fast einer halben Stunde die gewaltig anmutenden Gänge des schier endlos großen Gebäudes, das das Zentrum der Nebelinsel bildete.

Doch der Mönch blieb wie immer gelassen. »Die Technik war zu dem Zeitpunkt, als dies alles hier erbaut wurde, seiner Zeit weit voraus. Und auch jetzt noch würde ich sie als hochmodern bezeichnen, Commander.«

Der Angesprochene schwieg. Obwohl sich die Mitglieder der Singh-Bruderschaft, allen voran Ramanuja, ihm und seiner Crew gegenüber ausgesprochen freundlich verhielten, beschlich ihn doch immer mehr das Gefühl, nur noch ein lästiges Anhängsel zu sein. Und sobald sie die Besatzung der *Excelsior* als überflüssig erachten würden, würde es auch für Colt gefährlich werden, Absprachen hin oder her.

Für diesen Fall trug Colt ein Headset bei sich, das er allerdings ausgeschaltet hatte. Denn sollte Singh wirklich auf einen solchen Gedanken gekommen sein, sollte er sein blaues Wunder erleben

...

»Sie denken doch aber noch an unser Abkommen?«, fragte der Commander seinen Begleiter.

»Welchen Teil genau?«, stellte Ramanuja scheinbar unwissend eine Gegenfrage. In Wirklichkeit, da war sich Colt sicher, wusste der Mönch genau, auf was er anspielte.

»Dass Ihr Meister die Maschine erst aktiviert, wenn von uns

aus grünes Licht kommt.«

Ramanuja zögerte für einen Moment. »Ja, natürlich. Keine Sorge, Mister *Colt*«, antwortete er schließlich mit gespielter Arroganz.

Anscheinend hatte Colt damit einen wunden Punkt getroffen. »Er weiß gar nichts von dieser Absprache, oder?« Wenn das wirklich stimmte, hatte Colt ein noch größeres Problem, als er bisher vermutet hatte.

Bevor Ramanuja darauf antworten konnte, kam ihnen ein Soldat der Singh-Bruderschaft entgegen. Er verbeugte sich kurz vor Ramanuja. »Ich soll Sie beide zu unserem Meister in die Kommandozentrale bringen. Er möchte Ihnen etwas zeigen.«

Der Mönch nickte ihm zu und folgte dem Mann. Auch Colt machte sich auf den Weg zu Vijay Brahma Singh. Ingeheim ahnte er schon, *was* Singh ihnen zeigen wollte ...

Geistesabwesend blickte Miss Derringer auf die Messwerte, die die Außensensoren des Flugschiffes an den Bordcomputer übermittelt hatten.

Wie sollte es weitergehen? War es nicht zu gefährlich, noch länger auf dieser Insel zu bleiben? Diese Fragen stellte sie sich immer wieder, aber eine Antwort darauf fand sie nicht. Zwar hatte sie von Colt den Befehl erhalten, ruhig zu bleiben und lediglich die Augen offen zu halten, aber die innere Unruhe konnte das nicht vertreiben.

Obwohl sie es niemals offen zugeben würde, wünschte sie sich, der Commander wäre jetzt in ihrer Nähe. Ganz nahe, in ihrem Quartier ...

Aber das blieb ein Wunschtraum. Und mehr noch, die blonde Frau hatte das Gefühl, dass sich Colt seit Singhs Befreiung immer weiter von ihr entfernt hatte, sowohl geistig als auch körperlich. Allerdings wäre er nicht der erste Mann, der sie wie eine

heiße Kartoffel fallen gelassen hätte. Die anderen hatten es jedoch bereits mit ihrem Leben bezahlt.

Ihre körperlichen Bedürfnisse waren aber jetzt zweitrangig, das war ihr klar.

Über einen Umstand war sie jedoch mehr als glücklich: Die Mitglieder der Singh-Bruderschaft hatten bis auf wenige Ausnahmen das Flugschiff verlassen. Lediglich Karun Sirgat und seine fünf Begleiter waren zurückgeblieben, allerdings befanden sie sich allesamt im Aufenthaltsraum. So konnte sie mit der verbliebenen Besatzung – Colt hatte sich mit Miss Beretta, Mister Gatling und Mister Sauer zum Hauptquartier der Insel begeben – unbeobachtet ihre eigenen Pläne ausführen.

»Mister Magnum?«, rief sie, während sich ihr Blick weiterhin in den wenig aussagekräftigen Messwerten verlor.

»Was kann ich für Sie tun, Ma'am?«, fragte der Mann, der noch immer sein Hawaiihemd trug, zurück.

Anscheinend glaubte der Kerl, dass jetzt, wo sein Commander nicht mehr an Bord war, er sich alles erlauben konnte. Um ihm das Gegenteil zu beweisen, zog Miss Derringer ein Messer mit langer Klinge aus einer Scheide am Gürtel hervor. »Wenn Sie mich noch einmal *Ma'am* nennen, mache ich Sie zu einer *Ma'am*.«

Das überhebliche Grinsen verschwand augenblicklich aus Mister Magnums Gesicht. »Schon gut, war ja nur ein Scherz.«

Miss Derringer übergang die beschwichtigenden Worte einfach. »Machen sie *Catcher II, III* und *IV* startklar.«

»Warum das denn?«, fragte der Navigator allen Ernstes.

»Weil Sie sich und ihrem kleinen Freund unterhalb der Gürtellinie damit einen großen Gefallen tun würden«, antwortete die junge Frau mit gespielter Freundlichkeit.

Der braunhaarige Mann musste kurz schlucken, bevor er nickte und einige Knöpfe drückte.

Einige Mitglieder der Besatzung konnten sich ein leises Kichern nicht verkneifen. Miss Derringer war es egal, ob sie den Mann mit ihren Worten gedemütigt hatte, die Hauptsache war,

dass er jetzt ihre Autorität anerkannte – und ihren Plan in die Tat umsetzte.

Wenn sie schon auf dieser Insel bleiben sollte, dann wollte sie zumindest wissen, wie es auf eben jener aussah. Zwar hatte sie während des Überfluges schon einige Details zu Gesicht bekommen, aber ein paar fliegende Überwachungskameras würden sicherlich nicht schaden, um immer auf dem aktuellen Stand zu bleiben.

»*Catcher II, III und IV sind bereit*«, gab Mister Magnum zu verstehen.

»Dann starten Sie sie ...«

Mit mörderischer Wucht traf mich der Talwar meines Gegners. Waffenlos wäre ich wahrscheinlich in zwei Hälften zerteilt worden, aber glücklicherweise hatte der Colonel mir eine seiner Klingen überlassen. Im letzten Moment riss ich den Säbel hoch und parierte den Schlag.

Der Inder hatte mich wohl schon mit einem Bein im Jenseits gesehen, so entsetzt starrte er mich an. Aber der Moment der Überraschung dauerte nur eine Sekunde.

Wieder zischte die Klinge auf mich zu, diesmal von links nach rechts geführt. Instinktiv wich ich einen Meter zurück, sodass mich der Säbel verfehlte. Dafür ging ich nun selbst zum Angriff über.

Senkrecht von unten nach oben führte ich die Klinge. Und tatsächlich – mit der Spitze der Waffe erwischte ich den Colonel an der Schulter. Aber mehr als ein paar Textilschäden hatte ich damit nicht erreicht.

»War das schon alles, Jimmy Spider?«, schrie Amrani mir entgegen, während er erneut ausholte.

Wieder trafen sich unsere Klingen. Dem Druck, den mein Gegner mir dabei entgegensetzte, konnte ich nur mit großer Kraftan-

strengung trotzen. Wieder musste ich ein wenig zurückweichen.

»Für Sie brauche ich wohl kaum alles zu geben«, versuchte ich ihn zu provozieren, was auch tatsächlich gelang. Der Colonel, angestachelt durch meine Worte, führte einen weiteren Hieb gegen mich.

Beinahe hätte seine Klinge meinen Schädel gespaltet, doch im letzten Moment wich ich einfach zur Seite. Nur einen Augenblick später trat ich zu. Mein Fuß wühlte sich förmlich in den Magen meines Gegners, der keuchend zurückstolperte.

»Das ... das war unehrenhaft!«, presste er hervor, während er versuchte, wieder eine gerade Haltung einzunehmen.

»Ich habe nie behauptet, ehrenhaft zu kämpfen. Das hat Dakscha übrigens auch nicht getan.«

In den Augen des Colonel blitzte der blanke Hass auf. Allerdings schien er gemerkt zu haben, dass er seinen Gegner nicht einfach mit ein paar Hieben niederstrecken konnte. Auch wenn ich im Kampf mit den Talwars aus der Übung war, hatte ich doch noch ein paar Tricks auf Lager.

Das jeweilige Gegenüber fixierend belauerten wir uns. Keiner wollte einen Fehler machen. Als ich schon glaubte, wir wären reif fürs Wachsfigurenkabinett, griff der Colonel plötzlich wieder an.

Mehrmals täuschte er einen Schlag an, bis er wie aus dem Nichts seinen Talwar nach vorne stieß. Diesmal konnte ich nicht rechtzeitig zur Seite weichen. Die Spitze des Säbels glitt durch die Haut meines linken Arms wie durch die viel zitierte warme Butter und hinterließ eine hässliche Fleischwunde.

So schmerzhaft das auch war, ermöglichte mir dieser Umstand, selbst in die Offensive zu gehen. Während mein Gegner gerade wieder seinen Talwar zurückzog, stieß ich selbst zu.

Diesen Angriff konnte auch der Colonel nicht abwehren. Die Klinge bohrte sich in seine rechte Schulter. Kaum dass ich meinen Gegner getroffen hatte, zog ich den Säbel auch schon wieder zurück.

Aber der von mir befürchtete Gegenangriff blieb aus. Stattdessen nickte mir der Inder respektvoll zu. »Nicht schlecht, für einen Weißen.« Die blutige Wunde an seiner Schulter schien ihn weit weniger zu stören als die Tatsache, dass er überhaupt von mir getroffen worden war. »Aber ich muss dir sagen, mit deinem Glück ist es jetzt vorbei.«

Im nächsten Moment stürmte er wieder nach vorne, und diesmal versuchte er es mit aller Gewalt. Hieb auf Hieb prasselte auf mich ein, und ich hatte große Mühe, alle schadlos abzuwehren. Mein linker Arm brannte wie Feuer, aber das war nun das Geringste meiner Probleme.

Immer weiter drängte mich der Colonel in die Defensive. Amrani führte einen Schlag nach dem anderen, bis es mich schließlich erwischte. Der Druck, den der Inder hinter seinen letzten Stoß gelegt hatte, war so stark, dass mir der Talwar aus der Hand geprellt wurde. Verzweifelt versuchte ich nach meiner Waffe zu greifen, doch bevor ich sie wieder zu fassen bekommen konnte, schlug Amrani zu.

Seine Faust traf mich an der Brust. Ich stolperte zurück, fiel über meine eigenen Beine und blieb auf dem Asphalt liegen.

Für einen Augenblick drehte sich alles vor mir, während es mir schwerfiel, Luft zu holen. Glücklicherweise legte sich das aber nach kurzer Zeit, was meine Lage jedoch nicht signifikant verbesserte. Zumindest lag der Talwar nur wenige Zentimeter neben meiner rechten Hand, aber ob ich ihn rechtzeitig erreichen würde, war eher fragwürdig.

Colonel Prakash Amrani baute sich riesenhaft vor mir auf. Im Angesicht seines Triumphes konnte er sich ein Lachen nicht verkneifen. »Da liegst du nun ...«, sagte er, nachdem sein Gelächter verstummt war. »Du warst ein würdiger Gegner, das muss ich zugeben. Aber nun ist dein Ende gekommen. Ich werde dich deiner gerechten Strafe zuführen.«

Er drehte seinen Säbel herum, sodass die Spitze der Klinge direkt auf mich wies, und legte beide Hände um den Griff. »Eigen-

tlich ist es schade, dass du den größten Triumph des großen Meisters nicht mitbekommen wirst.«

»Was ... soll das heißen?«, presste ich hervor, um einiges gequälter, als ich mich in Wahrheit fühlte. Vielleicht konnte ich den Colonel ja noch ein wenig zu sehr in Sicherheit wiegen.

»Nun, da du so oder so sterben wirst, kann ich es dir ja erzählen: In ziemlich genau vierundzwanzig Stunden wird der große Vijay Brahma Singh die Maschine aktivieren können, mit der er eine neue Zeitrechnung einleiten wird. Ich werde ein Teil dieser neuen Zeitrechnung sein. Doch du, du wirst für deine Frevel bis in alle Ewigkeit in den finstersten Höllen schmoren!«

Noch einmal schrie der Colonel auf. Dann hob er sein Talwar an, zielte auf meine Brust und stieß mit aller Kraft zu ...

Singhs Kommandozentrale war ebenso ausladend gestaltet wie der Rest seines Hauptquartiers. Zahlreiche Monitore, Computerterminals und Sitzplätze säumten den Raum. Erleuchtet wurde die Zentrale durch mehrere in die Decke integrierte Leuchtstoffröhren, die ein kalt wirkendes Licht abstrahlten.

Vijay Brahma Singh stand in der Mitte des Raumes und hatte seine Arme ausgebreitet, als wollte er einen guten Freund empfangen. Neben ihrem Meister hielten sich noch zehn weitere Mitglieder der Singh-Bruderschaft in der Kommandozentrale auf. Zwei flankierten den riesenhaften Inder, während die restlichen an verschiedenen Konsolen saßen. Miss Beretta, Mister Gatling und Mister Sauer hielten sich etwas im Hintergrund und hatten sich an einer der metallischen Wände aufgebaut.

»Es freut mich, Sie im Herzstück meiner Insel begrüßen zu dürfen«, begann Singh. Die geradezu überhebliche Freude darüber, endlich wieder in seinem Machtzentrum walten zu dürfen, war aus jedem seiner Worte herauszuhören. »Von hier aus können wir nicht nur die gesamte Insel überwachen und kontrollie-

ren, sondern auch *Kalis drittes Auge* steuern.« Seinem letzten Satz ließ er ein kurzes Lachen folgen. »Eigentlich müsste ich für den Frevel, Kali mit diesen Worten zu entweihen, sofort vom Blitz getroffen werden. Aber wie Sie wissen, befinde ich mich unter dem Schutz des großen Brahma.«

Und ich habe genau gesehen, wie treu du deinem heiß geliebten Brahma bist, dachte sich Colt, sprach es aber nicht aus, um Singh nicht unnötig zu provozieren. »Ich nehme an, *Kalis drittes Auge* ist Ihre Überschwemmungs-Maschine, oder?«, fragte er stattdessen.

»Was für ein belangloser Ausdruck für dieses Wunderwerk der Technik«, antwortete Singh mit gespielter Verachtung. »Dabei bedeutet es so viel mehr. Das Ende der uns bekannten, verkommenen Welt und der Beginn eines neuen Zeitalters, das ich einleiten werde. Ein Knopfdruck genügt, dann wird *Kalis drittes Auge* ein gewaltiges Seebeben erzeugen, welches eine riesige Flutwelle zur Folge haben und den halben asiatischen Kontinent unter sich begraben wird. Für den Rest der Welt werde ich mir noch etwas Besonderes ausdenken, doch das ist vorerst nur Zukunftsmusik. Aber in etwa zweiundzwanzig Stunden wird diese Zukunft zur Gegenwart werden.« Singh streckte Colt seine Arme entgegen. »Nun, was halten Sie von dieser Vorstellung, Commander?«

Colt spürte, dass er sich in einer Zwickmühle befand. Einerseits wollte er Singh nicht vor den Kopf stoßen und damit einen Bruch des recht wackelig erscheinenden Bündnisses zwischen den Hintermännern des Commanders und der Singh-Bruderschaft provozieren, andererseits aber würde die Aktivierung der Maschine die Pläne von Colts Vorgesetzten zerstören, und das konnte er auf keinen Fall zulassen. Es war eine klare Absprache mit Ramanuja getroffen worden, dass Singh seine Maschine erst aktivieren würde, wenn es dafür einen ausdrücklichen Befehl gab. Und nun war Ramanuja in der Pflicht, seine Versprechen auch einzulösen.

»Ich denke, damit sollten Sie noch etwas warten«, antwortete er schließlich.

Für einige Augenblicke blickte Singh den Commander verdutzt, beinahe schon erschrocken an. »Wie bitte?«, fragte der In-der mit grollender Stimme.

Als Colt es schon nicht mehr für möglich gehalten hatte, schritt Ramanuja doch noch ein. »Vielleicht wäre es klug, Meister, wenn wir uns für einige Zeit unter vier Augen unterhalten würden. Es gibt da nämlich eine ... *Angelegenheit*, über die ich Euch dringend in Kenntnis setzen sollte.« Bei seinen Worten schien sich der Mönch regelrecht zu winden, als ob er in jedem Moment das Allerschlimmste befürchtete.

Vijay Brahma Singh schien über diese Entwicklung etwas verwirrt zu sein, willigte aber trotzdem ein. »Also gut, du sollst deine Unterhaltung bekommen, Ramanuja.« Er schrie seinen Männern etwas auf Indisch zu, woraufhin sich die Soldaten wortlos in Bewegung setzten und den Raum verließen. Mister Colt folgte ihnen nach einigen Sekunden, konnte sich dabei aber den Anflug eines Lächelns nicht verkneifen.

Der Commander war gespannt, ob der Mönch nach dieser Unterhaltung ihm immer noch so arrogant wie bisher entgegen treten würde ...

Auf dem Hauptbildschirm der *Excelsior* erschienen die ersten Bilder der drei Sonden. Jeweils ein Crewmitglied war für die Steuerung von *Catcher II*, *III* und *IV* zuständig, allerdings stets unter der Führungsgewalt von Miss Derringer.

Die Aufnahmen waren schier beeindruckend. Während *Catcher II* auf die beiden Berge, die die Bucht der Insel säumten, zuhielt und dabei erneut die Gigantismen des Hauptquartiers der Singh-Bruderschaft in Bildern fasste, waren die anderen beiden Sonden zu den anderen Seiten der Insel unterwegs. Doch statt weiterer

Gebäude, Wachtürme oder Ähnlichem erschienen nur einige Hügel, Nebel und Wald so weit das Auge reichte.

Als Miss Derringer deren Suchflüge schon abbrechen wollte, erschien im Bildausschnitt von *Catcher III* doch noch etwas Interessantes. Umgeben von scheinbar undurchdringlichen Nebelschwaden erhob sich ein riesiger Berg in den Himmel über der Insel. Von der Spitze der Erhebung war dank der weißlich-grauen Suppe nichts zu erkennen, aber Miss Derringer ahnte schon, dass der Gipfel ziemlich hoch lag.

»Mister Luger, verringern sie die Geschwindigkeit und halten Sie auf den Berg zu«, gab die blondhaarige Frau ihre Befehle an einen grauhaarigen, an einen netten Großvater erinnernden Mann, der *Catcher III* steuerte. Hinter der netten Fassade versteckte sich allerdings ein erfahrener Söldner, der vor allem im Jugoslawien-Krieg für Angst und Schrecken gesorgt hatte.

»Aye, Miss Derringer«, antwortete er mit ruhiger Stimme.

In gemächlichem Tempo drang die Sonde in den Nebel ein.

Inzwischen kümmerte sich Miss Derringer um den von Mister Magnum gesteuerten *Catcher II*, der mittlerweile den Durchgang zwischen den beiden Berghängen fast erreicht hatte. Von dem Wachturm, der an der Außenseite der Felsen lag, war allerdings noch nichts zu erkennen. Dafür erschien auf dem Bildschirm erneut die schier undurchdringliche Nebelwand, die die Insel wie einen Schutzmantel umgab.

»Miss Derringer?«, meldete sich der Navigator der Sonde zu Wort.

»Was ist?«

»Ich ... habe hier äußerst seltsame Werte von *Catcher II* übermittelt bekommen. Es scheint, als würde sich in der Nähe ein äußerst starkes Energiefeld befinden.«

Wie um seine Worte zu untermauern, zuckten plötzlich zwischen den beiden Felshängen gelbliche Lichtblitze umher. Langsam aber sicher ergab sich ein Muster – ein riesiges, gelb leuchtendes Netz. Wie ein gewaltiges Hologramm schwebte es zwi-

schen den beiden Hängen und der Wasseroberfläche.

»Sofort abdrehen!«, schrie Miss Derringer, denn die Sonde hielt genau auf das Energiegitter zu. Aber es war bereits zu spät – für einen Augenblick war noch ein Blitz zu sehen, der auf den Bildausschnitt von *Catcher II* zuraste, dann wurde der Bildschirm schwarz. Die Sonde war verloren.

»Verdammt, was war das?«, fragte Mister Magnum entgeistert und mehr an sich selbst gerichtet.

»Noch eine böse Überraschung der Singh-Bruderschaft«, antwortete Miss Derringer. Dabei dachte sie noch einen Schritt weiter: Was, wenn die ganze Insel von diesem Gitter umspannt war? Würde die *Excelsior* im Notfall die Insel überhaupt verlassen können?

Ein Ruf von Mister Luger riss die Frau aus ihren düsteren Gedankengängen. »Was zur Hölle ist denn das?«

Miss Derringer blickte auf den Bildausschnitt von *Catcher III* und erkannte dabei etwas, das sie schon beim Anflug zur Insel zu sehen geglaubt hatte: Große, durch den Nebel huschende Schatten und rötlich leuchtende Punkte, die sie durch die grauen Schwaden zu beobachten schienen.

Wenige Sekunden später lichtete sich der Nebel, und was dort vor *Catcher III* erschien, ließ selbst Miss Derringer einen kalten Schauer über den Rücken rinnen ...

Unerbittlich raste die Klinge des Talwar auf mich zu – und traf mit voller Wucht den Asphalt der Straße. Im letzten Moment hatte ich mich auf die rechte Seite geworfen und war so dem tödlichen Stich entgangen.

Sofort griff ich nach dem Talwar, sprang wieder auf, wirbelte herum und schlug meinerseits zu. Colonel Amrani, der es offenbar nicht glauben konnte, dass sein Säbel mich verfehlt hatte, wurde von meiner Aktion völlig überrascht.

Die Klinge meiner Waffe drang durch die Uniform und schnitt in die Haut des Mannes. Blut spritzte aus der tiefen, mehr als zehn Zentimeter langen Wunde oberhalb der Brust, während der Colonel schmerzerfüllt aufschrie und getroffen zurückwankte.

»Es ist vorbei!«, schrie ich meinem Gegner zu, den Talwar weiterhin erhoben.

Der Inder, der inzwischen mit der gegenüberliegenden Hauswand eine Stütze gefunden hatte, schüttelte unwillig den Kopf. »Es ist nie vorbei«, presste er hervor, während immer mehr Blut aus der Wunde über seine Uniform strömte. »Nicht für mich, aber dein Weg endet hier, Jimmy Spider. Du ... du wirst den Anfang eines neuen Zeitalters nicht mehr miterleben. Du - stirbst!«

Noch während er das letzte Wort herausbrüllte, riss er erneut seinen Säbel hoch und stürzte sich auf mich - und damit direkt in meine Klinge, die ich ihm intuitiv entgegen gehalten hatte. Die Spitze des Säbels traf den Colonel in Höhe des Herzens und bohrte sich tief in seinen Körper.

Für einige Sekunden stierte mich der Inder noch ungläubig an, dann brach sein Blick. Mit dem Talwar in seiner Brust kippte er tot zu Boden.

Wie aus weiter Entfernung erklangen plötzlich Schüsse.

Für mich blieb kaum ein Moment zum Durchatmen. Noch bevor ich mich auf die Suche nach meiner Desert Eagle machen konnte, stürmten bewaffnete Männer in die Gasse. Für einen Augenblick dachte ich, dass mich die Singh-Anhänger doch noch erwischte hatten, aber dann erkannte ich, dass es sich um Mitglieder eines Spezialeinsatzkommandos der Polizei handelte.

»Sind sie Jimmy Spider?«, brüllte mir einer der Männer entgegen.

»Höchstpersönlich.«

Die bewaffneten Männer senkten ihre Sturmgewehre. »Albert Scarfe hat uns eine Beschreibung von Ihnen gegeben«, antwortete der mir am nächsten stehende Bewaffnete, ein dunkelhäutiger,

etwa dreißig Jahre alter Mann mit einem kurz geschnittenen Vollbart. Wahrscheinlich handelte es sich bei ihm um den Einsatzleiter.

»Wie ist die Lage?«, fragte ich ihn, ohne viel über die gerade erlebten Geschehnisse nachzudenken.

»Alle Terroristen sind ausgeschaltet. Aufseiten der Polizei gab es sieben Tote und mehrere Verletzte, dazu kommt noch ein Mitglied ihrer Organisation.«

»Simon?«

»Er liegt auf der Straße, nur wenige Meter von hier. Es tut mir leid.«

Ohne mich lange um seine Beileidsbekundungen zu kümmern, verließ ich die Gasse, sammelte unterwegs noch meine Desert Eagle auf und lief dorthin, wo ich die Leiche des Franzosen vermutete. Und tatsächlich, mitten auf der Straße lag der Ex-Legionär auf dem Bauch und rührte sich nicht. In seiner Jacke erkannte ich zwei Einschusslöcher.

Irgendwie war mir der Franzose durch die letzten Ereignisse doch recht sympathisch geworden. Umso schlimmer, dass ich jetzt vor seiner Leiche stand.

Als ich allerdings näher an den Körper herantrat, erklang plötzlich ein Stöhnen. Mir war sofort klar, dass es nur von Simon stammen konnte. Ich beugte mich zu ihm hinunter und versuchte ihn anzusprechen. »Hey Simon, alles klar bei Ihnen?«

»Das war es, bis ich Ihre Stimme gehört habe«, presste er hervor.

Ich konnte mir ein Lachen nicht verkneifen. Weniger über den lauwarmen Witz als vielmehr über die Tatsache, dass der Franzose noch lebte.

»Ich wusste bisher noch gar nicht, dass der Ausdruck *Legionär* davon abgeleitet wird, dass die Namensträger gerne irgendwo herumliegen«, sagte ich zu ihm.

»Urkomisch. Aber jetzt helfen Sie mir endlich hoch.«

Ich griff dem Franzosen unter die Arme, während er mit eige-

ner Kraft versuchte, auf die Beine zu kommen. Kaum dass er endlich gerade stand, begann er schon wieder zu schwanken. »Ganz schlechte Idee«, gab er stöhnend zu und setzte sich stattdessen wieder auf den Asphalt.

Ich winkte einen der zahlreichen Sanitäter herbei.

»Eines wüsste ich aber doch gern«, sagte ich, wieder zu Simon gewandt. »Wie konnten Sie zwei Kugeln in den Rücken einfach so überleben?«

Der Franzose versuchte zu lachen, aber mehr als ein Husten brachte er nicht hervor. »Da gibt es so eine neuartige Erfindung. Sie nennt sich ›kugelsichere Weste«. Sollen Sie mal ausprobieren.«

Endlich hatte uns der Sanitäter erreicht und kümmerte sich um Albert Scarfes Leibwächter.

So konnte ich mir ein paar Gedanken über die neue Lage machen. Mit dem Tod von Colonel Prakash Amrani und seiner Schwadron war die Gefahr noch lange nicht gebannt. Im Gegenteil, noch immer schwebte Vijay Brahma Singh wie ein Schreckgespenst im Hintergrund und mit ihm seine Tsunami-Maschine, von der ich allerdings bisher gedacht hatte, sie sei nur eine Legende. Nur sie konnte der Colonel gemeint haben. Und wenn ich, die TCA oder wer auch immer sie nicht innerhalb der nächsten 24 Stunden unschädlich machen würde, wäre das, was ich bisher erlebt hatte, nur ein Zuckerschlecken im Vergleich zu dem, was der gesamten Menschheit drohte ...

Wie gebannt starrte die Besatzung auf das, was der Nebel, der den Berg wie ein dichter Schutzmantel umgeben hatte, versteckt gehalten hatte – Vögel. Und nicht irgendwelche Vögel, sie schienen den schlimmsten Untiefen der Hölle entstiegen zu sein. Urzeitliche Wesen ohne Federn, dafür aber mit einer schwarzen, lederartigen, beinahe verbrannt wirkenden Haut, gewaltigen

Schwingen und langen, messerartigen Schnäbeln. Die Augen dieser monströsen Wesen, die fast drei Meter groß und mit ausbreiteten Schwingen mindestens doppelt so breit sein mussten, leuchteten in einem tiefdunklen Rot.

Es mussten Hunderte dieser Kreaturen sein, die durch die Lüfte glitten und teils an den Berghängen und Klippen saßen. Immer wieder kamen neue Vogelmonster hinzu. Sie flogen aus einer riesigen Höhle hervor, die wie ein gewaltiger, dunkler Schlund tief in den Berg hinein reichte.

Zunächst schien es, als würden sich die schwarzen Wesen nicht für die Sonde interessieren. Dann aber schoss plötzlich eines der umherseglenden Tiere direkt auf den Kameraausschnitt zu – und das Bild wurde schwarz. Auch *Catcher III* war verloren.

»Ach du Scheiße«, entfuhr es Mister Magnum. »Was hält dieser Singh eigentlich noch alles auf dieser verfluchten Insel versteckt?«

»Frag das lieber nicht zu laut, Magnum«, rief ihm Mister Glock zu, der sich selbst noch immer um *Catcher IV* kümmerte. Der fast schon magersüchtig wirkende dunkelhaarige Mann schien mit dem Navigator befreundet zu sein.

Die letzte verbliebene Sonde flog weiterhin über den urweltartigen Dschungel der Insel hinweg, von weiteren Gebäuden, merkwürdigen Kreaturen und ähnlichen Überraschungen war weit und breit nichts zu sehen. Bis zu dem Zeitpunkt, als plötzlich ein Schatten durch das Bild huschte.

Miss Derringer verkniff sich eine Bemerkung bezüglich böser Omen. Allerdings ahnte sie schon, was nun folgte – auch die dritte Sonde würde zerstört werden.

Und tatsächlich, nur wenige Sekunden später legte sich ein gewaltiger Schatten über das Objektiv der Kamera, dann war das Bild verschwunden.

Die blonde Killerin ahnte, dass die Reaktionen der Vögel kein gutes Zeichen für ihre weitere Mission waren. Innerlich war sie sich sicher, dass diese Kreaturen von niemand anderem als Vijay

Brahma Singh kontrolliert wurden – oder aber seinem rothäutigen Götzen Rakasha.

»Und was nun?«, fragte Mister Magnum in die Runde.

Miss Derringer wollte gerade zu einer Antwort ansetzen, als sich die Situation radikal veränderte. Die Tür zur Kommando-
brücke wurde von außen geöffnet, und plötzlich stürmten sechs
schwer bewaffnete Soldaten der Singh-Bruderschaft mit ihren
Gewehren im Anschlag herein.

An ihrer Spitze befand sich Lieutenant Karun Sirgat, über des-
sen Gesicht sich ein triumphales Grinsen gelegt hatte. »Keine Be-
wegung!«, schrie er. »Hiermit übernehmen wir im Namen des
großen Vijay Brahma Singh das Kommando über dieses Schiff.
Jeder Widerstand wird mit dem Tod bestraft.«

Nun war es also heraus. Miss Derringer hatte schon geahnt,
dass es irgendwann zu einer direkten Konfrontation mit Singhs
Dienern kommen würde. Aber kampflös würde sie sich mit Si-
cherheit nicht ergeben ...

Nachdem Mister Colt, Miss Beretta, Mister Gatling und Mister
Sauer mit den Soldaten der Singh-Bruderschaft das Kommando-
zentrum verlassen hatten, waren sie in eine größere Halle gegan-
gen, in der sich neben mehreren gepanzerten Fahrzeugen auch
ein Waffenlager befand. Am wichtigsten war es für den Com-
mander aber, von hier aus die Tür zur Zentrale im Auge behal-
ten zu können. Denn was auch immer Ramanuja und Vijay
Brahma Singh dort miteinander besprachen, es würde für den
weiteren Verlauf seiner Mission von eminenter Bedeutung sein.

»Was, denken Sie, wird bei ihrem Gespräch herauskommen?«,
fragte Mister Sauer etwas, über das sich Colt schon selbst Gedan-
ken gemacht hatte.

»Ich kann nur sagen, was ich hoffe«, antwortete der Commander
dem blondhaarigen Mann. »Nämlich, dass Singh zur Vernunft

kommt und sich an unsere Vereinbarungen hält. Allerdings sollten wir uns auch auf das Gegenteil gefasst machen.«

Nach diesen Worten schwieg Mister Sauer, und auch Miss Beretta und Mister Gatling gaben keinen Ton mehr von sich. Stattdessen herrschte angespanntes Schweigen, während jeder seinen eigenen Gedanken nachhing.

Sehr genau behielt Colt seine Umgebung im Auge. Auch vier Mitglieder der Singh-Bruderschaft hielten sich in der Halle auf. Einer von ihnen, ein groß gewachsener, bärtiger Inder, hielt ein Funkgerät an sein linkes Ohr und sprach auch etwas auf Indisch hinein.

»Können Sie verstehen, was er sagt?«, flüsterte Colt Mister Sauer zu.

»Nicht alles, dafür spricht er zu leise. Aber irgendetwas in Richtung ›*Ich werde mich darum kümmern*‹, wenn ich mich nicht täusche.«

»Dann rate ich Ihnen, ganz genau auf unsere indischen Freunde zu achten.«

Innerlich ahnte Colt schon, dass er einen Fehler begangen hatte. Statt auf den General zu hören und Ramanuja an die Vereinbarung zu erinnern, hätte er besser seinen Gefühlen vertrauen sollen. Mit einer Sabotageaktion oder der Ermordung ihres angeblichen Verbündeten Singh hätte er zwar diese Aktion zum Scheitern gebracht, aber die Gesamtmission nicht gefährdet. Nun aber bestand die Möglichkeit, dass Singh seine Maschine aktivieren würde, ohne dass er oder irgendjemand anderes etwas dagegen tun konnte.

Ein Geräusch, auf das Colt schon lange gewartet hatte, riss den Commander aus seinen Gedankengängen. Die Tür zur Kommandozentrale öffnete sich. Kurz darauf traten Vijay Brahma Singh und Ramanuja hinaus. Der Mönch wirkte alles andere als glücklich, im Gegenteil, er schien in den letzten Minuten um einige Zentimeter geschrumpft zu sein.

Mit einer leichten Kopfbewegung nickte Singh seinem Solda-

ten, der soeben noch durch das Funkgerät gesprochen hatte, zu. Der Inder nickte zurück, und beinahe gleichzeitig rissen die vier Soldaten der Singh-Bruderschaft ihre Sturmgewehre hoch, zielten auf Colt und seine Begleiter und drückten unerbittlich ab ...

Die letzten Ereignisse in Manchester und Sibirien hatten hohe Wellen geschlagen, wobei die toten Polizisten und – so musste ich es leider zugeben, auch wenn es mir schwerfiel – Shatarupa Singh noch das geringste Problem waren (ganz abgesehen von Simon, der trotz seiner kugelsicheren Weste vorerst im Krankenhaus gelandet war). Stattdessen war selbst der innerste Zirkel der TCA in höchste Alarmbereitschaft versetzt worden.

Wie mir Albert Scarfe in einem weiteren Telefonat mitgeteilt hatte, war sogar mein leiblicher Vater (der sich eigentlich im mehr oder weniger wohlverdienten Ruhestand befand) höchstpersönlich nach Indien geflogen, um das dortige Militär im Kampf gegen Vijay Brahma Singh zu unterstützen. Dabei plante er wohl, sich mit ein paar Kriegsschiffen auf die Suche nach Singhs Nebelinsel zu machen. Wie er jetzt plötzlich, nachdem alle Geheimdienste jahrelang vergeblich nach diesem Eiland gesucht hatten, dieses finden wollte, hatte er allerdings für sich behalten.

Auch wenn es mir schwerfiel, wollte ich ihm dabei unter die Arme greifen. Ich hatte Scarfe davon berichtet, was mir Shatarupa über die Amulette erzählt hatte, die den Weg zu jener ominösen Insel ermöglichen sollten. Daraufhin hatte der ehemalige Partner meines Vaters einen Privatjet der TCA am Flughafen von Manchester für mich bereit machen lassen – in dem ich nun saß und die Wolken über dem asiatischen Kontinent von oben betrachtete.

Allein bei der Vorstellung, dass dieses riesige Areal in mittlerweile knapp 16 Stunden von einer gewaltigen Fischsuppe über-

schwemmt werden sollte, wurde mir ganz anders. Aber viel mehr als diese Gedanken blieben mir nicht, um mir die Zeit zu vertreiben, da der Pilot es in der Eile versäumt hatte, für ausreichend Lesestoff an Bord zu sorgen – abgesehen von einigen Magazinen, deren Hauptinhalt recht freizügig bekleidete junge Damen bildeten. Womit auch die Frage beantwortet wäre, was der oder die Piloten hier in ihrer Freizeit *trieben*.

Nun, das konnte mir im Moment egal sein. In etwa zehn Minuten würden wir auf dem Flughafen von Neu-Dehli, dem *Indira Gandhi International Airport*, eintreffen. Dort sollte mich ein Mitarbeiter der dortigen TCA-Außenstelle erwarten. Leider musste ich in dieser Angelegenheit auf Tanja Berner und Dave Logger verzichten, die kurzfristig wegen eines Falles nach Norwegen gesandt worden waren. Wobei es mir bei der Schweizerin jedoch nicht ganz unrecht war, wenn ich da nur an meine Gefühle für Shatarupa Singh dachte.

Langsam setzte der Jet zum Sinkflug an. Aus dieser Höhe erschien die Stadt Delhi noch gewaltiger als vom Boden her betrachtet.

»Wir setzen langsam zur Landung an«, gab mir der Pilot vom Cockpit aus zu verstehen. Als hätte ich es nicht selbst bemerkt ...

Nach einigen Kurven war es endlich soweit – die Reifen des Kleinflugzeugs setzten auf dem Belag des Flughafens auf. Doch statt zu den normalen Touristen-Ausstiegen rollte der Jet auf einen Bereich zu, der nur der Polizei, dem Militär und dem Geheimdienst vorbehalten war. Dort befand sich auch ein recht unscheinbarer, mehrstöckiger Betonbau, vor dem der Jet schließlich zum Stehen kam.

Ich erhob mich nur langsam, um den Verband an meinem linken Arm nicht aufplatzen zu lassen. Mit ihm und dem Pflaster an meinem Ohr fühlte ich mich zwar wie eine wandelnde Mumie, aber das war im Moment nicht zu ändern. Ich bedankte mich kurz bei dem Piloten und verließ schließlich die Maschine.

Natürlich hatte ich auch bei dieser Reise nicht auf meinen Ein-

satzkoffer verzichtet, in dem sich alles befand, auf das man bei einem Ausflug in eine indische Großstadt nicht verzichten sollte: Wodka, ein Mini-Flammenwerfer, Ersatzmunition, ein paar Handgranaten und eine Badehose. Letztere für den Fall, dass die Suche nach der Nebelinsel zu einem feucht-fröhlichen Erlebnis werden sollte.

Kurz, nachdem ich die Gangway des Jets hinter mir gelassen hatte, kam mir auch schon mein Empfangskomitee in Form eines einzelnen Inders entgegen. Der noch recht junge Mann – er mochte etwa Ende zwanzig sein – trug ein dunkelbraunes Hemd, eine kurze, schwarze Hose und weiße Turnschuhe. Freudig lächelte er mir zu und begrüßte mich mit einem festen Händedruck. »Hi, Sie müssen Jimmy Spider sein.«

»In Originalgröße.«

»Freut mich, dass Sie die Reise gut überstanden haben. Meine Name ist übrigens Ramesh Pukkat, Mr. Spider.«

»Nennen Sie mich ruhig Jimmy. Für Förmlichkeiten haben wir sowieso keine Zeit.«

Rameshs Lächeln verblasste etwas. »Ich habe es schon gehört – naja, zumindest ansatzweise. Ich bin ja nur ein kleiner Fisch in einem großen Teich.«

Wenn er wüsste, wie groß dieser Teich bald noch werden könnte ...

»Ich erkläre dir gerne alles, aber lass uns erst mal losfahren«, gab ich Ramesh zu verstehen.

»Alles klar.«

Wir stiegen in einen nicht mehr ganz tau- und rostfrischen Opel Astra, der in der Nähe des Betonbaus abgestellt war, und stürzten uns in den schier undurchdringlichen Berufsverkehr Neu-Delhis.

Während wir an uralt wirkenden Wohnhäusern aus der Kolonialzeit und äußerst modern erscheinenden Geschäfts- und Bürogebäuden vorbeifuhren, die in dieser Umgebung von einem anderen Stern zu stammen schienen, klärte ich meinen Fahrer

über all die Zusammenhänge auf, die für ihn bisher im Dunkeln gelegen hatten.

Von Minute zu Minute schien er dabei merklich blasser zu werden. Offensichtlich hatte man ihm wirklich nur einen kleinen Teil der Wahrheit erzählt.

»Bei Shiva ...«, flüsterte er. »Sind wir überhaupt noch zu retten?«

Ich konnte mir ein schiefes Grinsen nicht verkneifen. »Dafür bin ich doch hier.«

Ramesh nickte. »Natürlich. Und was deinen Besuch angeht, habe ich schon gewisse Vorkehrungen getroffen. Wie du dir denken kannst, gibt es in einer so großen Stadt wie Delhi mehr als einen Mönchsorden, der dem großen Brahma dient. Allerdings hat die TCA bis vor fünf Jahren eine Gruppe besonders unter Beobachtung gehalten. Ich erspare dir lieber ihren wahren Namen, der übersetzt etwas in Richtung ›Zu Ehren Brahmas des Allmächtigen‹ und so weiter bedeutet. Nach der Verhaftung von Vijay Brahma Singh hat man allerdings auf weitere Observierungen verzichtet. Jedenfalls befindet sich deren Tempel noch immer in einem alten Viertel von South Delhi.«

»Zu dem wir jetzt wohl hinfahren, oder?«

»Genau.« Ramesh Pukkat fand sein Lächeln wieder. »Wo wir gerade so tief im Verkehr stecken ... es ist mir etwas peinlich, aber da liegt mir eine Frage auf dem Herzen. Dein Vater hat doch Singh damals verhaftet.«

Ich verdrehte die Augen. Genau dieses Thema hatte ich vermeiden wollen, aber anscheinend war der Fanclub von Sir Gerald Spider doch größer als ich befürchtet hatte. »Ja«, antwortete ich äußerst knapp.

»Naja, ich hab mich nämlich schon immer gefragt, was wohl der Trick war, mit dem dein Vater Singh damals in die Falle gelockt hat.«

»Glaub mir, das *willst* du gar nicht wissen. Aber vielleicht erzähle ich es dir irgendwann trotzdem.«

Danach versiegte unser Gespräch, und ich konzentrierte mich wieder auf den eher behäbig fließenden Verkehr. Das Neubaugebiet mit den zahlreichen Wolkenkratzern und Geschäftsgebäuden hatten wir längst hinter uns gelassen. Nun zeigte Delhi sein altes, wahres Gesicht. Zahlreiche Wohnhäuser, dicht an dicht gedrängt, unterbrochen von einigen Marktplätzen und unzähligen kleineren und größeren Tempeln und Gebetshäusern säumten das Straßenbild.

Auch die Menschen erinnerten hier weniger an wohlhabende Geschäftsmänner, wie man sich die modernen Inder weithin vorstellte. Stattdessen fuhren wir an mal mehr, mal weniger sauber gekleideten Arbeitern, Handwerkern und Verkäufern vorbei. Einer machte sogar Anstalten, den Fisch, den er gerade unbedingt an den Mann bringen wollte, zu mir ins Auto zu werfen. Glücklicherweise hatte ich das Fenster rechtzeitig wieder hochgekurbelt, sodass der schon recht alt wirkende Meeresbewohner lediglich gegen die Seitenscheibe klatschte und daran herunterrutschte. Nun ja, wenn ich nicht gerade gegen mörderische Singh-Soldaten kämpfte, wurde ich eben mit Fisch beworfen. So ist das Leben ...

Irgendwo in diesem Viertel musste auch jener Tempel liegen, in dem die Mönche die Brahma-Amulette für die Singh-Bruderschaft aufbewahrten.

Langsam lichtete sich der Verkehr, und auch die Zahl der Fußgänger wurde immer geringer.

»Wir sind fast da«, kündigte Ramesh Pukkat an.

Die Straße, mehr eine holprige Piste, endete vor uns in einer Sackgasse. Hohe Wohnhäuser und Steinbauten mit abgeblätterter und von Pflanzen bewachsener Fassade waren das Straßenbild, das uns empfing. Eine trostlose Gegend, in der sich die doch noch immer stark verwurzelte Armut des Landes widerspiegelte. Und hier sollte sich ein Tempel des großen Brahma, dem vielleicht wichtigsten Gott des Hinduismus, befinden?

Beide stiegen wir fast gleichzeitig aus. Erst jetzt merkte ich,

dass die Straße absolut menschenleer war. Kein Passant, kein Bewohner zeigte sich, selbst an den Fenstern – so sie denn vorhanden waren – war niemand zu sehen. Nicht ein einziges Auto fuhr hier entlang, auch von Straßenhunden war nichts zu sehen. Selbst Vögel ließen sich nicht blicken. Das Viertel wirkte irgendwie ... tot.

»Das gefällt mir gar nicht«, gab auch Ramesh seine Gefühle preis.

»Mir ebenso wenig. Aber wo ist nun der Tempel?«

»Da vorne«, wies mich mein indischer Kollege auf ein Haus am Ende der Straße hin.

Das Gebäude, das ohne Lücke direkt zwischen den Wohnhäusern lag, sah wirklich nach allem aus, nur nicht nach einem Tempel. Das Mauerwerk war rissig, die Fenster mit Brettern zugenagelt, und auch die zweiflüglige Eingangstür, die ein wenig offen stand, hatte schon bessere Tage gesehen.

»Ich weiß, was du jetzt denkst«, sprach mich Ramesh von der rechten Seite an. »Aber das ist wirklich ein Tempel. Nur hat die Singh-Bruderschaft großen Wert auf Unauffälligkeit gelegt.«

»Wenn sie also nicht auffallen wollen, warum steht dann ihre Tür so einladend offen?«

Darauf wusste auch der Inder keine Antwort.

Irgendetwas lag hier in der Luft. Irgendetwas ... Böses. Die Bewohner dieses Viertels schienen das gespürt zu haben und hatten sich rechtzeitig in Sicherheit gebracht.

Vorsichtig zog ich meine Desert Eagle, und auch Ramesh Pukat trug seine Waffe jetzt offen in seiner linken Hand. Den Einsatzkoffer ließ ich im Auto. Obwohl ein Schluck Wodka im Moment sicher nicht das Schlechteste gewesen wäre.

Ein warmer Wind fegte durch die verlassene Gasse. Wieder einmal spürte ich, dass ein Anzug, sei er auch noch so weiß, nicht in jeder Region der Erde die passende Kleidung darstellte. Andererseits wollte ich mich aber auch nicht nackt an den Tempel heranschleichen.

Mittlerweile hatten wir die offen stehende Tür erreicht. Erst jetzt erkannte ich, dass niemand vergessen hatte, sie zu schließen – sie war aufgeschossen worden. An der Stelle, an der sich früher eine Klinke befunden haben musste, war ein zackig-rundliches Loch getreten.

Wer mochte sich hier mit Gewalt Zutritt verschafft haben? Irgendwelche Feinde der Singh-Bruderschaft, von denen wir bisher noch nichts gehört hatten?

Vorsichtig stieß ich die Tür mit dem Lauf meiner Waffe nach innen. Licht fiel in das Innere des Gebäudes, das einen krassen Gegensatz zu seinem äußeren Erscheinungsbild darstellte: Böden und Wände aus matt braun glänzendem Marmor, dazu seidene Vorhänge, die die Sicht in den Tempel selbst verschleierten. Aber eines konnte ich auch so erkennen – den Toten, der direkt vor einem Vorhang auf dem Boden lag. Er trug die Kleidung eines Mönchs. Um seinen kahlrasierten Kopf herum hatte sich eine bereits eingetrocknete Blutlache gebildet.

»Bei Shiva, was ist hier nur passiert?«, entfuhr es meinem indischen Kollegen.

Ich legte meinen linken Zeigefinger auf meine Lippen und bedeutete Ramesh damit, still zu sein. Möglicherweise befanden sich der oder die Mörder noch immer im Tempel.

Mit meiner freien Hand schob ich den Vorhang zur Seite – und blickte auf das nackte Grauen. Vor mir befand sich eine Art Saal, an dessen Seiten sich zahlreiche brennende Fackeln und Altäre befanden. Doch keiner der Mönche betete dort, denn sie waren alle tot. Mehr als ein Dutzend reglose Körper lagen über den gesamten Raum verstreut.

Als ich mir einen der Toten, einen dürren alten Mann mit grauem Vollbart, näher ansah, erkannte ich die zahlreichen Schussverletzungen in seiner Brust. Jemand hatte hier mit äußerster Brutalität aufgeräumt. Aber wer?

Plötzlich hallte ein grauenvolles Stöhnen durch den Saal. Angestrengt versuchte ich, die Quelle des Geräuschs ausfindig zu

machen. Nach wenigen Sekunden erkannte ich, dass sich auf der gegenüberliegenden Seite des Raumes einer der scheinbar Toten regte. Sofort eilte ich zu dem Verletzten hinüber, dicht gefolgt von einem kreidebleichen Ramesh Pukkat.

Endlich erreichten wir den Mönch, der sich sitzend mühsam an der Marmorwand des Saales abstützte. Ich erkannte, dass es sich um einen etwa fünfzig Jahre alten, bärtigen, gut gebauten Mann handelte, der eine gelbliche Robe trug. In seiner rechten Schulter befanden sich zwei blutige Einschusslöcher. Wahrscheinlich hatte er bereits sehr viel Blut verloren.

»Endlich ...«, presste der Verletzte in akzentfreiem Englisch hervor. »Ich wusste, dass Ihr kommen würdet. Aber ich wusste nicht, ob ich es noch in diesem Leben mitbekommen würde.«

Als er seinen Kopf anhub, erkannte ich, dass der Mann blind war. Trotzdem hatte ich das Gefühl, von seinem Blick fixiert zu werden.

»Bitte, Sie müssen sich ausruhen. Ich werde ...«, versuchte ich auf ihn einzureden.

»Nein!«, unterbrach er mich lautstark. »Dafür ist es zu spät, mein junger Freund. Ich sterbe, aber mein Tod soll nicht umsonst sein.«

»Was ist hier nur passiert?«, mischte sich nun auch Ramesh Pukkat in das Gespräch ein.

Der Mönch musste husten, bevor er eine Antwort geben konnte. »Es waren unsere eigenen Leute. Ja, wir sind Mitglieder der Singh-Bruderschaft, aber unser Meister hat uns verraten. Er hat uns ein Todeskommando geschickt, um seine Spuren zu verwischen, denn wir haben seine Amulette hergestellt und behütet. Nun aber sind wir unnötiger Ballast geworden.« Wieder hustete der Mönch. Eigentlich war es ein Wunder, dass er überhaupt noch so gut sprechen konnte. »Die Soldaten kamen, um zu töten, und sie töteten. Ihre eigenen Verbündeten, versteht Ihr? Vijay Brahma Singh ist ein Feigling, denn nur Feiglinge schicken ihre Soldaten in ein Kloster voller wehrloser Mönche.

Auch die Amulette sollten zerstört werden. Doch sie haben es nicht geschafft. Einer von uns konnte entkommen – der Mahant.«

Ich wusste, dass dies das hinduistische Äquivalent zu einem Abt war. Eben der Vorsteher dieses Tempels.

»Er floh ...« Es fiel dem Mönch immer schwerer, noch verständliche Worte herauszubringen. »... in den Spiegel. Folgt ihm – in ... in ...« Noch einmal bäumte sich der Mönch auf, dann erschlafften seine Glieder. Er war tot.

Ich schloss ihm die Augen.

»Was kann er nur damit gemeint haben? Er ist in den Spiegel geflohen – was soll das bedeuten?«, sprudelte es aus meinem indischen Kollegen hervor.

»Ich weiß es nicht. Lass uns den Rest des Klosters durchsuchen.«

Wir ließen den Saal mit den vielen Toten hinter uns und betreten einen weiteren Raum. Dieser war viel kleiner und düsterer, trotz der zahlreichen Kerzen, die in mehreren Ständern brannten und ein nervöses Schattenspiel auf die dunklen Wände zauberten.

Wichtiger aber war der Gegenstand, der an einer der Wände hing – ein Spiegel. Die Spiegelfläche war etwa zwei Meter hoch und einen Meter breit. In dem reich verzierten, goldenen Rahmen schimmerten zahlreiche Edelsteine. Eigenartig war nur, dass in dem Glas kein Spiegelbild zu sehen war.

Plötzlich veränderte sich die Umgebung in diesem Raum. Wie aus dem Nichts erschien gräulich-weißer Nebel und umwaberte uns in dicken Schwaden. Auch der Spiegel wurde von der Veränderung erfasst. Silbrige Blitze zuckten über seine Oberfläche hinweg.

Wie von Geisterhänden getragen wurden wir immer näher an den Spiegel herangeschoben. Die Perspektive schien sich zu verzerren. Im nächsten Moment begann sich der ganze Raum zu drehen. Ein gewaltiger silberner Blitz schoss aus dem Spiegel

hervor und zischte direkt auf mich zu. Etwas riss mich fort, hinein in eine allumfassende Schwärze ...

ENDE

